
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 104. Bromberg, den 7. Mai. 1935

Diana auf der Jagd.

Roman von W. J. Locke.

(5. Fortsetzung.) ———

„Auch mir wird es schwer, muß ich gestehen"", sagte Andy, „Aber das Leben ist voll von solchen verdammten Schicksalsschlägen. Bis jetzt sind wir beide davon verschont geblieben, doch sie kommen immer einmal. In meinem Testament habe ich Ihnen eine lebenslängliche Rente von dreihundert Pfund ausgesetzt."

Bronson schnappte nach Luft. „Das ist mehr als gütig, Sir. Wir haben natürlich einen kleinen Sparpfennig, und Mrs. Bronson und ich —"

„Ja, ja, selbstverständlich. Doch das ist nicht die Hauptsache. Wichtig ist, daß ich eine lange Zeit von Ihnen weggehe, für Sie wird es sein, wie wenn ich gestorben wäre, und darum habe ich daran gedacht, Sie in eine Lebensversicherung einzukaufen, aber wenn Sie wollen, können Sie den Betrag auch bar haben."

Aus seiner Tasche zog er die Papiere, die er aus der Versicherungsgesellschaft mitgebracht hatte, und ließ seine Finger über die Liste gleiten.

„Sie sehen hier: Alter fünfundfünfzig Jahre. Eine Rente von dreihundert im Jahr kostet ungefähr viertausend Pfund. Nehmen Sie das an sich, mein Lieber, besprechen Sie es mit Ihrer Frau oder einem guten Freund und sagen Sie mir in ein oder zwei Tagen Bescheid. Ich glaube, Sie müssen mir einen Whisky mit Soda bringen."

Bronson ging in tadelloser Haltung ab, aber völlig benommen im Kopf. Er kam mit einem Tablett zurück, darauf standen der Whisky und eine Flasche Mineralwasser. Zaghaft, fast wie entschuldigend, sagte er:

„Ich bin ganz außer mir, Sir Hermann. Ich habe niemals etwas derartiges erwartet..."

Andy, der den Whisky getrunken hatte, wischte sich die feuchte Stirn. Er dankte Gott, daß er sich Bronson gegenüber anständig freigekauft hatte, dieser beständigen Gefahr. Trotzdem hatte er Gewissensbisse.

Er seufzte. Die Welt war grausam. Immerhin, mit viertausend Pfund konnte man sich einen ganz netten Wind um die Nase wehen lassen. Damit beruhigte sich Andy. Beim besten Willen konnte er Bronson und dessen Frau nicht mit sich schleppen, um die Welt herum, bis in all die wunderlichen Winkel, wo er ein reiches und frohes Leben erhoffte, ungestört durch Vorstellungen, die mit dem ehemaligen Hermann zusammenhingen. Jetzt war es so weit, daß jeder für sich selbst zu sorgen hatte.

An diesem Abend fand er, als er vom Theater heimkam zwischen der gewöhnlichen, unwichtigen Post einen Brief, der dieselbe Handschrift aufwies, wie seinerzeit der Zettel aus Brigthon. Er war aus Paris, mit dem Aufdruck Hotel Plaza-Athénée. Er war genau so unbestimmt und auch so beunruhigend wie der erste.

„Liebster, ich verstehe nicht, warum ich nichts von Dir höre. Natürlich begreife ich Deinen furchtbaren Schrecken über den Tod Deines Bruders. Ich ersah aus der Zeitung, daß Du am Begräbnis teilgenommen hast."

Zum Teufel mit den Zeitungen, sagte sich Andy.

„Und ich hoffe innigst, daß Dir die Aufregung nicht geschadet hat. Immerhin hättest du Bronson bitten können, zu telephonieren."

Andy sah sich veranlaßt, nun Bronson zum Teufel zu wünschen.

„Wenn Du nicht schreiben kannst, so gib mir durch ihn Nachricht, wie es Dir geht. Es sieht Dir gar nicht ähnlich, Hermann, daß Du mich in dieser Weise ohne Nachricht läßt."

Andy war gerade dabei, seinen nächsten Fluch auf Hermann zu lenken, als ihm einfiel, daß der arme Kerl tot war und vor seinem Richter stand.

„Ich mußte nach Paris fahren. Es ging nicht anders. Er hatte erfahren, von wem weiß ich nicht, daß ich in Brigthon war, und drohte mit seinem Kommen. So nahm ich das erste Schiff nach Newhaven. Wir hatten drei Stunden lang einen furchtbaren Sturm. Abgesehen davon fühle ich mich auch sonst sehr schlecht. Wenn ich nicht bald von Dir höre, verzweifle ich ganz. Diana ist bei mir. Wir waren gestern in „Athalie" in der Comédie Française, hauptsächlich weil Du es mir geraten hattest. Zum Teil gefiel mir das Stück, aber mein Lieber, ist es Dir nicht aufgefallen, daß es, wie Diana sagte, gar kein bißchen komisch ist?"

Andy lächelte plötzlich und murmelte:

„Ich finde, die Dame fängt an, mir sympathisch zu werden, oder vielmehr diese Diana, von der sie da spricht."

„Immer dasselbe, Liebster. Ich liebe Dich. Wenn es Dir gut ginge, würde ich Dich bitten, sofort herzukommen, denn es sind da einige dumme Schwierigkeiten aufgetaucht, womit ich Dich brieflich nicht beunruhigen will. Kannst Du wirklich nicht kommen, dann gib mir, bitte, Nachricht, damit ich die schreckliche Unruhe los werde.

Deine M—."

Andy las den Brief mehrmals durch. Die Schreiberin war eine Dame der Gesellschaft. Sonst würde sie nicht im Hotel Plaza wohnen. Sie hatte eine vortreffliche wohlausgewogene Handschrift. Ihr freier Stil verriet Bildung. Es war ihm klar, daß sie nicht in einem Atem mit dieser Cora Blenkinsop genannt werden konnte.

Aber wer, zum Teufel, war sie? Zweifellos kannte sie ihren Hermann gut. Das bewies ihr unsicherer Scherz über seine Empfehlung Racines. Es war eine ernste Angelegenheit. Sie liebte Hermann und war sicher, daß er sie wieder liebte. Und wer war er, der Schrecken, vor dem sie floh, krank, wie sie war, Der Vater? der Bruder? der Mann? Es konnte nur der Mann sein. Was aber hatte Hermann mit der Frau eines anderen zu tun? Hermann ein Ehebrecher? Der Einfall machte ihn laut lachen.

Wer war M.? Wie konnte er diese Dame von ihren Ängsten befreien, wie sollte er ihr schreiben, wie ihr telephonieren? An M., Hotel Plaza-Athénée, Paris? Unmöglich!

Noch unmöglicher war es, Bronson ins Vertrauen zu ziehen. Bronson wußte, wie aus dem Brief hervorging, Bescheid über sie. Doch wie konnte er, selbst in der liebenswürdigsten Form, gar nicht zu reden von der Tatsache, daß

selbst die liebenswürdigste Form Hermanns sozialem Vorurteil ganz zuwider gewesen wäre, wie konnte er Bronson beauftragen, eine Dame, benannt M., zu benachrichtigen? Wie nur? Es ist nicht gerade üblich, seinen Diener zu beauftragen, er solle eine Dame anrufen, und ihm dabei nichts als den Anfangsbuchstaben ihres Rufnamens zu nennen.

Was bedeutete das alles? Ihn ergriff von neuem Furcht. Doch diesmal in einer anderen Art. In seinem Leichtsinn hatte er sich nicht vergegenwärtigt, daß mit dem Leben der meisten Menschen, selbst bei einem so einsamen und menschenscheuen wie Hermann, das Leben anderer unentwirrbar verknüpft ist. Sein Wagnis, das er anfangs nur für ein Formvergehen gehalten hatte, durch das niemand betroffen würde, begann in seinen Augen sich in ein Vergehen zu verwandeln, das in das Schicksal aller möglichen Männer und Frauen eingriff.

Nach einem neuen Schluck Whisky mit Soda überdachte er seine Lage neuerlich und fand sie unhaltbar. Nach einem zweiten Schluck überredete er sich, vernünftig zu sein, nach dem dritten faßte er den Entschluß, am nächsten Morgen Edgar Frey aufzusuchen und ihm Vollmacht zu geben. Er selbst aber wollte eine Fahrkarte nach China lösen und mit dem nächsten Schiff dorthin abfahren.

5

Verfolgt von der Vorstellung der anscheinend verlassenen und geheimnisvollen Dame schlief Andy in dieser Nacht wenig. Je länger er sich dem Gedanken hingab, ans Ende der Welt zu gehen und sie einfach ihrer Verzweiflung zu überlassen, desto unmöglicher erschien ihm dieser Plan. Er würde sich selbst nicht mehr ins Gesicht sehen können. Er mußte das Spiel nun weiter spielen, in welcher Weise, war ihm selbst noch nicht klar.

Trotz der großen Gefahr, durchschaut zu werden, mußte er versuchen mit der Dame zu reden und sich mit ihr im Guten oder Bösen auseinanderzusetzen. Erst dann konnte er als anständiger Mensch verschwinden. Und je früher er sie aufsuchte, um so eher würde er frei sein, Reisen unternehmen und in der weiten Welt sein Leben verbringen können.

Die einzige Möglichkeit, die Dame zu finden, schien ihm die zu sein, daß er nach Paris fuhr, sich in die Halle des Hotels Plaza-Athénée setzte und wartete, bis sie ihn sehen würde.

„Mein Lieber", würde sie ausrufen und auf ihn zustürzen.

„Meine Liebe", würde er sagen und aufspringen.

Um fünf Uhr morgens war es ein unklarer Plan. Um sechs stand sein Entschluß fest. Um sieben läutete er nach Bronson, der bald darauf mit dem Tee erschien.

„Ich vergaß, Ihnen gestern zu sagen, daß ich für einige Tage nach Paris fahren muß. Ich nehme den Elf-Uhr-Zug."

„Wenn Sie die Reise nicht zu sehr anstrengt, Sir Hermann, wäre das wohl das Beste."

„Wie meinen Sie das?" fragte Andy scharf.

Mit einem leichten Achselzucken und einem kaum merklichen Lächeln antwortete Bronson:

„Ich meine, unter diesen Umständen ..."

Andy sah ihn sprachlos an. Die unverständlichen Andeutungen erweckten in ihm die Vorstellung, als wüßten alle, nur er nicht, über die Dame Bescheid.

Aber es war doch unmöglich, Bronson zu veranlassen, sich über diese Umstände ausführlicher zu äußern.

„Bereiten Sie alles für die Reise vor, das Gepäck, die Karten und melden Sie mich an."

„Jawohl, Sir Hermann. Ich will sofort an das Hotel Crillon telegraphieren."

„Ich kann das Crillon nicht leiden", sagte Andy, der bisher noch nie einen Fuß in dieses vornehme Hotel gesetzt hatte. Telegraphieren Sie an das Plaza-Athénée."

„Wir haben noch nie da gewohnt, Sir Hermann", sagte Bronson.

„Um so mehr Grund für mich, diesmal dorthin zu gehen, endlich einmal etwas anderes."

„Gewiß, Sir Hermann, ich fürchte nur, ich werde mich dort nicht zurechtfinden, nach all den Jahren im Crillon. Immerhin, ich werde mein Möglichstes tun."

„Sie werden nicht in die Verlegenheit kommen, sich dort nicht zurechtzufinden, denn Sie werden gar nicht mitfahren", sagte Andy. „Ich fahre allein." Gereizt durch den erstaunten Blick des Mannes, setzte er geärgert hinzu: „Ihr alle, Dr. Selous und die sämtlichen Bekannten sind im Irrtum. Ich bin stark wie ein Pferd und kann mir ganz gut allein helfen. Ich fahre nach Paris in einer ganz bestimmten Angelegenheit."

„Ich verstehe gewissermaßen", sagte Bronson in der nachgiebigen Art eines Untergebenen.

Erst als der Zug aus der Halle fuhr und Andy bequem im Pullmannwagen saß, zu dem Bronson ihn kummervoll begleitet hatte, fühlte er sich endlich als freier Mann. Befreit von den Stößen unbeantworteter Briefe, von überraschenden Begegnungen in der Öffentlichkeit, befreit von Dr. Selous, dessen unablässige Sucht, Herzuntersuchungen vorzunehmen, übernatürliche Kraft erforderte, um sie immer wieder abzuwehren, befreit auch von Bronson, der mit seiner beständigen Unterwürfigkeit doch über kurz oder lang in das Geheimnis eingedrungen wäre, frei, wenigstens einige Stunden lang bis zum nächsten Angstanfall.

Er war frei. Sein Gegenüber war ein gutmütiger und freundlicher Amerikaner, ein Rechtsanwalt aus Chikago. Sie ließen sich auf gemeinsame Kosten eine Flasche Sekt bringen. Zum erstenmal seit seiner Landung in England sprach Andy ungezwungen mit einem Menschen, er wurde rot vor Freude.

Sie reisten auch im gleichen Abteil von Calais nach Paris. Der Amerikaner, der von Anfang an den Krieg mitgemacht hatte, war genau so lange im Felde gewesen wie Andy. Sie tauschten Kriegserinnerungen aus. Dann sprachen sie über Amerika, worüber Andy für einen Engländer erstaunlich gut Bescheid wußte. Andy hatte sich selten so gut unterhalten. Im Verlauf des Gespräches vergaß er fast den Grund seiner Reise. Er trennte sich ungern von seinem neuen Freund, der Winslow Blaydes hieß, besonders ungern, als er erfuhr, daß Blaydes ein Zimmer im Crillon bestellt hatte. Auf alle Fälle verabredeten sie ein Wiedersehen. So entfernte sich Andy vom Nordbahnhof mit dem tröstlichen Gefühl, hier in Paris doch wenigstens eine bekannte Seele zu haben.

Nach der Anmeldung beim Portier schüttelte er den jungen Mann ab, der schon die Schlüssel schwang, um ihm sein von Bronson bestelltes Zimmer zu zeigen. Er sah sich in der großen Diele um, wo noch verspätete Coctailgesellschaften herumsaßen, doch als sein Erscheinen bei keinem der weiblichen Wesen Aufsehen hervorrief, folgte er seinem Führer zum Lift.

Er fühlte sich halb erleichtert, halb enttäuscht. Hätte er doch Bronson wenigstens so weit gebracht, ihm den Vornamen der Frau zu verraten. Seine Lage war einfach zum irrsinnig werden. Er konnte doch nicht wie ein Page herumlaufen und „M. M. M." durch die Räume schreien.

Dreiviertel Stunde später betrat er wieder die Halle, diesmal frisch rasiert, schön zurechtgemacht und zum Essen angezogen, setzte sich in die Nähe der Tür und erwartete das kommende Ereignis bei einem Glas besonders trockenem Martini und einer Zeitung. Vom unteren Speisesaal tönte gedämpft die traurige Melodie vom Sonny Boy herauf. Der Raum war spärlich besetzt, die Theaterbesucher hatten schon gespeist, und die anderen, die zum Abendessen die Stille eines Hotels den leichtsinnigen Lokalen vorzogen, waren noch nicht da. Aber lesen konnte er nicht. Er saß hier hinter einem Gitter, das sich jetzt öffnen sollte, vielleicht für furchtbarste Abenteuer! Jedenfalls mußte er sich dumm, trocken, würdevoll und gefühllos wie Hermann benehmen.

Dann trat das mehr oder weniger Erwartete ein: Plötzlich ein Schwirren wie von einer Bewegung, Schwingen einer nahen Tür, die zur Halle führte, und eine leise Stimme an seiner Seite:

„Da bist du nun endlich."

Genau, wie er es sich ausgemalt hatte, sprang er auf und lächelte:

„Ja, hier bin ich, ich mußte kommen."

„Es wird Zeit", sagte die Dame.

Eine ungewöhnlich reizvolle Frau. Sie trug einen turbanartigen Hut und ein tiefrotes Kostüm. Ihr Haar war braun und ihre Haut durchsichtig. Hübsch, viel mehr als hübsch war sie, gut gewachsen, und sie hatte dunkle Augen, die jetzt ziemlich böse blitzten. Er schätzte sie auf ungefähr fünfundzwanzig Jahre. „Warum um alles in der Welt hast du uns deine Ankunft nicht angekündigt, ich verstehe das

nicht. Und als du ankamst, hast du beim Portier nicht ein Wort hinterlassen. Ich habe sofort in deinem Zimmer angerufen, aber natürlich keine Antwort! Und so mußte ich dich suchen gehen."

Das Einzige, was Andy den zusammenhanglosen Sätzen entnehmen konnte, war der Eindruck, daß die Dame ihn nicht mochte.

„Es tut mir unendlich leid", sagte er und überlegte, was Hermann unter diesen Umständen geantwortet hätte. „Du weißt, wie beschäftigt ich war, und dann hat meine Gesundheit..."

„In meinem Leben habe ich dich nicht so wohl aussehend gefunden", sagte die Dame, „hör einmal..." sie warf die Zeitung von dem Stuhl, auf dem sie gelegen hatte: „Wir können doch nicht im Stehen sprechen, und ich bin todmüde." Sie setzte sich. „Ich möchte etwas trinken."

Andy rief einen Kellner.

„Martini?"

„Ja."

Er bestellte ihn.

„Du machst mich furchtbar ungeduldig, Hermann. Du hast noch nicht einmal gefragt bis jetzt... aber du weißt ja von nichts, mein Telegramm kam erst nach deiner Abreise. Bronson hat es geöffnet und antwortete mir, daß du auf dem Wege hierher seist. Ich bekam sein Telegramm erst vor zehn Minuten, als ich vom Krankenhaus zurückkam."

„Vom Krankenhaus?" rief Andy. „Großer Gott!"

Was konnte er aus dieser peinlichen Lage heraus anderes sagen?

„Ja heute morgen war die Operation."

„Wie geht es...?" Er stockte, da er doch weder wußte, wer eigentlich: er, sie oder es operiert worden war, noch woran.

Es ist doch hoffentlich gut vorübergegangen?"

„Es geht ihr den Umständen nach ausgezeichnet."

„Sie" mußte also die Diana des Briefes sein, denn er hatte nicht den leisesten Zweifel, daß die Dame vor ihm das geheimnisvolle M. war.

„Die Ärmste", sagte er.

„Ich finde, du bist der größte Stockfisch, der mir je begegnet ist", antwortete sie wütend. „Ich wundere mich immer wieder von neuem, wie Muriel es mit dir aushalten kann!"

(Fortsetzung folgt.)

Musketier' seins lust'ge Brüder.

Geschichten aus einer kleinen Garnison,

erzählt von E. T r o s t.

Arbeit macht das Leben süß.

Der Zacher-Peter war ein richtiger Faulpelz. Das Arbeiten hat ihn gar nie gefreut, und alle Leute im Dorf haben einstimmig gesagt: „Dem wird's gut tun, wenn er erst einmal zum Militär kommt und richtig geschliffen wird!"

Nun, eines Tages trug auch der Peter das bunte Rekrutensträußl auf dem Hut und fuhr in die Stadt, um sich beim Regiment zu melden. Als er glücklich in der hellblauen Uniform steckte, brachte man ihm zwar allerhand Schwung bei, Exerzieren und Übungen machten seine schweren Glieder gelenkiger, aber die angeborene Faulheit konnte ihm sogar der gestrenge Herr Wachtmeister nicht abgewöhnen.

Das Regiment lag in einer kleinen Garnisonstadt, und der Peter wurde Bursche bei einem Hauptmann. Dieser, ein glänzender Reiter, besaß drei schöne Reitpferde und sandte den Peter eines Tages in ein Dorf der Umgebung, um eine Fuhre Heu für die Tiere zu holen. Der Peter zog los. Natürlich nicht allzu geschwind. Er ließ den Bauern und seinen Knecht aufladen und anspannen und schäkerte inzwischen mit der hübschen blondzöpfigen Dirn. Dann machte er sich mit der hochbeladenen Fuhre gemächlich auf den Heimweg. Der Tag war heiß. Der Peter schaute irgendwohin ins Blaue und paßte nicht auf, vielleicht hatte der Bauer auch schlecht aufgelegt — kurz und gut, an einer Wegbiegung konnte der Wagen „die Reih'n" nicht richtig nehmen, er schwankte ein wenig, ein Hinterrad rutschte, und schon war er umgeworfen, und die ganze Heuladung lag auf der Straße. Der Peter stand daneben und kratzte sich hinter'm Ohr.

„Alleinigs bring i den Wagen ja doch nie in d' Höh!" war das Ergebnis seiner langen Überlegung. Also schob er den Pferden einen Heuhaufen vor die Mäuler, damit sie beschäftigt waren. Dann zog er seine Stiefel aus und steckte sie so unter das Heu, daß nur noch die Sohlen ein wenig hervorlugten. Er selbst aber begab sich strumpfsockig gemächlich hinter ein Gebüsch unweit der Straße, legte sich dort ins Gras, kaute an einem Halm und guckte zum Himmel hinauf.

Bald darauf kam eine Bäuerin des Wegs, sah den umgefallenen Wagen, stieß einen Schrei aus und lief davon. Nach kurzer Zeit erschien sie wieder in Begleitung einiger heugabelbewehrter Männer, die wohl in der Nähe gearbeitet hatten. Alle miteinander machten sich hastig und voll Aufregung daran, die Pferde abzusträngen, den Wagen aufzurichten und das Heu wieder aufzuladen.

„Der Kutscher liegt unterm Heu. Aufpaßt, daß er net g'stochen werd!"

„Geschwind, g'schwind, der arme Kerl muß ja dasticken!"

So riefen die Männer aufgeregt hin und her, schafften und werkten schwitzend aus Leibeskräften drauflos, und endlich war es so weit: Man griff vorsichtig zu, um den verunglückten Kutscher zu retten. Aber zum Vorschein kamen lediglich zwei große Militärstiefel!

„Vielleicht liegt er wo anders", hieß es, und die Leute schafften auch das restliche Heu zur Seite. Ein Kutscher war aber nirgends zu finden. Verdutzt schauten sich die Bauern an. Da kam der Zacher-Peter auf seinen Socken gelassen hinter dem Gebüsch hervor.

„Ja, was is denn jetzt dös? Wo kommst denn du her? Mir hab'n g'meint, du liegst unter dein' umg'schmissenen Wag'n und bist derstickt", schrien ihm die Männer entgegen

„Ah naa! I bin net derstickt. I hab' grad a bissl Umschau g'halten, ob i net wen find', der wo mir a Heugabel leiht", meinte der Peter mit vergnügtem Blinzeln.

„Die Stiefel hab'n an wengl unterm Heu rausg'schaut —"

„Ja, die hab' i grad a bissl auszog'n, weil mir d' Füß gar so brennt hab'n!" Damit schirrte der Peter seine Pferde wieder ein und griff grinsend zur Peitsche: „I dank Euch halt recht schön, daß mir mei Heu so g'schwind wieder aufg'laden habt's! Hü hott, pfüat Good miteinander..."

Amalie nimmt Anstoß.

Im kleinen Garnisonstädtchen X hat es anno dazumal eine Militärschwimmhalle gegeben, wo sich die jungen Vaterlandsverteidiger mehrmals in der Woche in den Künsten des Schwimmens, Springens und Tauchens üben mußten. Da man damals am „Wege zu Kraft und Schönheit" und den Anblick unverhüllter menschlicher Gliedmaßen noch nicht so gewöhnt war wie heutzutage, hatte die Militärverwaltung die gesamte Schwimmschule ringsum mit festen, hohen Bretterwänden umzäunen lassen, damit ja niemand von den ehrsamen Bürgern die Badenden sehen könnte.

Trotzdem lief eines Tages eine Beschwerde ein: Eine altjüngferliche Näherin, die in einem unweit der Schwimmschule gelegenen Hause mit einigen ebenfalls schon angejahrten Kolleginnen eine Schneiderwerkstatt betrieb, beklagte sich lebhaft über den widerwärtigen Anblick von „nackichtem Mannsvolk", dem sie vom Fenster ihrer Schneiderstube ausgesetzt sei. Der Ortskommandant war ein gutmütiger alter Herr, stets darauf bedacht, mit der Zivilbevölkerung gut auszukommen und keinen Anlaß zu Ärgernissen zu geben. Er schickte darum sofort einen Unteroffizier in die Wohnung der Näherin. Der sollte feststellen, was von dem betreffenden Fenster aus sichtbar sei, damit man die Planken rings um die Schwimmhalle entsprechend erhöhen könnte.

Das Fräulein führte den Unteroffizier bereitwillig an das Werkstattfenster. Der gute Mann schaute sich die Augen aus — aber er sah beim besten Willen nichts anderes als hohe, graue Bretterwände und ein paar darüber aufragende Baumwipfel. Ratlos schüttelte er den Kopf: „Freilein Amalie, i kann mir net helfen: i seh' einfach nix."

„Ja, soo können S' freili nix seh'n!" erklärte Fräulein Amalie mit gekränkter Miene. „Da muß man z'erst den Schneidertisch no weiter ans Fenster ruck'n, an Stuhl draufstell'n und naufsteigen — dann sieht man alles!"

Die Planken sind trotz der Empörung der guten Amalie nicht weiter erhöht worden.

Der Jagdschein.

Der Holzner-Anderl war beim Regiment ein flotter Gefreiter und der beste Schütze, im Zivilleben ein Gastwirtssohn aus einem kleinen Gebirgsdorf. Das altererbte Jägerblut rumorte mitunter ganz erheblich in seinen Adern. Dann holte er den Abschraubstutzen aus seinem sicheren Versteck und schlich auf unerlaubten Wegen in den königlichen Jagdrevieren herum. Das kühlte die Jagdleidenschaft, und die Sommerfrischler wußten ja nicht, auf welche Art die Rehschlegel und Gamsbraten in die Wirtsküche gekommen waren.

Die militärischen Schießübungen genügten der Schießlust vom Anderl bei weitem nicht. Deshalb freundete er sich mit einem jungen Bauern aus der Garnisonstadt an, der eigenen Wald, ein Jagdrecht im Forst und eine Jagdkarte besaß und der den Anderl auf seinen Pirschgängen gerne mitgehen ließ. Der Anderl verbrachte fast alle Ausgangszeit bei diesem Freund. Freilich konnte das halb und halb erlaubte Jagen das Wildern von daheim bei weitem nicht ersetzen. Immerhin besaß der Anderl keine Jagdkarte, und schließlich konnte man auch ein bissel in's Nachbarrevier hinüberwechseln, um der Sache größeren Reiz zu geben...

Wieder einmal streiften die beiden Jäger durch den Wald, der Anderl als schlichter Zivilist in einer alten Kluft des Freundes. Plötzlich stand ganz unverhofft ein Landjäger vor den beiden und fragte sie streng nach den Jagdscheinen. Der junge Bauer hatte seinen bei sich, aber der Anderl — Teufel, wurde dem heiß! Wenn das beim Regiment aufkam, das unerlaubte Jagen ohne Schein, allerlei sonstige Sünden, das Räuberzivil — — Dem Anderl gruselte es. Aber er hatte schon schwierigere Lagen gemeistert. Auch jetzt fiel ihm etwas ein. Er warf dem Freund einen hilfeflehenden Blick zu und gab ihm einen heimlichen Rippenstoß. Der andere begriff, faßte sein Gewehr fester und begann auf einmal zu rennen, was die Füße hergaben. Der Gendarm sauste schleunigst hinter ihm her. Die Jagd ging eine Weile über Stock und Stein, und endlich blieb der Flüchtling aufatmend auf einer Lichtung stehen. Der Landjäger holte ihn ein, faßte ihn energisch beim Arm: „Was soll denn das heißen? — Die Jagdkarte!!"

„Ja mei—" Der junge Bauer suchte zum Schein lange in allen Taschen herum. Plötzlich hielt er dem Vertreter der hohen Obrigkeit mit strahlendem Gesicht den ordnungsgemäß ausgestellten Jagdschein entgegen: „Jetzt hab' i 's doch noch g'funden. Und i hab' g'meint g'habt, i hätt die Kart'n dahoam vergessen!"

Dem Gendarm kam die Sache freilich nicht recht geheuer vor. Aber was wollte er tun? Der Anderl hatte sich inzwischen natürlich längst aus dem Staub gemacht.

Die Abmachung.

Eine kurländische Jagdgeschichte,
erzählt von **Herbert von Hoerner.**

Tulle ist ein staatlicher Oberförster — „Kronsförster", wie man in Kurland sagt. Tehtsche, sein Freund, kommt häufig zu ihm zur Jagd.

Tulle ist Herr über den Kronswald, Herr auch über die Jagd. Alles darf Tulle schießen, Hasen und Rehe, Birkwild und Haselhühner, soviel er will, und darf auch seine Freunde zur Jagd einladen. Nur Elche darf er nicht schießen und auch nicht schießen lassen. Die Elche sind aufgehoben für den Gouverneur. Einmal im Jahre wird für den Gouverneur eine große Treibjagd veranstaltet. Also für ihn sind die Elche da, und sonst für niemanden.

Tehtsche ist versessen darauf, auch einmal einen Elch zu schießen. In seinem eigenen kleinen Walde hält sich das Hochwild nicht auf. Aber Tulle hat doch soviel davon! Warum will denn Tulle ihm, seinem Freunde, nicht erlauben, einen von den Kronselchen zu schießen? Tehtsche findet das kleinlich.

„Du weißt", sagt Tulle, „daß ich dir das nicht erlauben darf. Ich hab' mich an meine Vorschriften zu halten. Und nun fang bitte nicht noch einmal davon an!" —

Wieder einmal ist Tehtsche zu Besuch bei seinem Freunde Tulle. Herzlich wie immer war die Begrüßung. Tulles Haushälterin hat den beiden Junggesellen ein vorzügliches Abendessen bereitet. Den Beginn machten, wie das so üblich ist, etliche Schnäpse. Man ist in bester Stimmung.

„Was wollen wir denn morgen jagen?" fragt Tulle seinen Gast.

„Elche", antwortet Tehtsche unbedenklich.

Tulle ärgert sich. „Ich hab' dich gebeten, nicht wieder davon anzufangen."

„Ich weiß", sagt Tehtsche. „Aber wir wollen doch endlich einmal zu einer vernünftigen Abmachung kommen."

„Was heißt da Abmachung?" erwidert Tulle. „Die Abmachung ist, daß ich dir keinen Elch erlauben darf. Wenn ich's erlauben dürfte — Tehtsche, du weißt, dann hättest du längst schon..."

„Schön", unterbricht ihn Tehtsche. „Ich weiß, und seh' das ja auch ein."

„Na also", sagt Tulle.

„Aber unter gewissen Bedingungen..."

„Unter gar keiner Bedingung!"

Tehtsche schweigt. Stumm trinkt jeder noch einen Schnaps. Dann fängt Tehtsche wieder an. „Hör mal", sagt er „unter keiner Bedingung, darauf kann ich nicht eingehen. Bei jeder Abmachung ist doch irgendeine Bedingung dabei. Unter gewissen Umständen darf man ja sogar Menschen totschießen. Also muß es für deine Elche doch auch eine Bedingung geben."

„Was sollte das für eine Bedingung sein?" fragt Tulle, durch die Logik seines Freundes in seiner Sicherheit erschüttert.

„Erst gieß mir noch einen Schnaps ein!" sagt Tehtsche. „Du wirst sehen, wir kommen noch zu einer ganz klaren und einfachen Abmachung. Bitte, laß mich ausreden. Also, zum Beispiel, ich komm' zu dir zu Besuch, so wie heute. Ich fahr' durch deinen Wald. Und da seh' ich einen Elch. Nicht irgendwo, rechts oder links — das könnte ja öfters vorkommen. Sondern grad vor mir, mitten auf dem Wege. Wenn ein Elch mitten auf dem Wege steht und mich heranfahren läßt, wenn er mich — sagen wir mal, zum Beispiel, bis auf hundert Schritt — heranfahren läßt — nun sag' mal, Tulle, dann darf ich ihn doch schießen?"

„Nein", sagt Tulle.

Aber wenn er mich noch näher herankommen läßt, bis auf achtzig Schritt, zum Beispiel, und ich halt' das Pferd an und steig aus und lad' meine Flinte, und er läuft immer noch nicht weg — dann muß ich ihn doch schießen dürfen?"

„Nein", sagt Tulle.

„Aber wenn ich noch zehn, noch zwanzig Schritt auf ihn zugehe, und er steht immer noch da und glotzt mich an, — und wenn er mich bis auf fünfzig Schritt heranläßt — Tulle, hast du schon jemals einen Elch gesehen, der mitten auf dem Wege steht, dich anglotzt, und dich bis auf fünfzig Schritt herankommen läßt?"

„Nein", sagt Tulle und lacht. „Einen solchen Elch hab' ich noch nicht gesehen. Und wenn du einen solchen Elch siehst, dann Tehtsche, aber auch nur dann, darfst du ihn schießen."

„Siehst du", sagte Tehtsche, „ich wußte doch, daß wir noch zu einer ganz vernünftigen Abmachung kommen werden. Und jetzt schick gleich zwei Kerls nach, mit Pferd und Wagen. Bei der dritten Werst von hier, an der schmalen Schneise, im Graben am Wege — — da liegt er."



Lustige Ecke



Nicht verlegen.

Der Wagen saß fest. Steckte im Morast. Der Neider kam des Wegs daher und spottete: „Jetzt können Sie sich von einem Ochsen herausziehen lassen!"

Herrenfahrer nickte: „Gemacht! Fassen Sie zu!"

*

Der Leuchtturmwächter hat geheiratet. Die junge Frau kam auf den einsamen Turm im Meer. Als die Lampen brannten, schloß sie das Fenster.

„Warum?"

Sie errötete: „Ich laß mir nicht gern ins Fenster hereinsehen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg